

Hoffmann, Ich und Teile der näheren Umgebung

Autor(en): **Hegewald, Wolfgang**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **65 (1985)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-164254>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wolfgang Hegewald

Hoffmann, Ich und Teile der näheren Umgebung

Wo du wohnst

Du ahnst nicht, Hoffmann, so stelle ich beklommen fest, dass sie dir dort, wo du wohnst, nach dem Leben trachten. Sie, die Bewohner, wissen es selbst nicht.

Es wird nicht vorsätzlich geschehen: Keiner der Bewohner vermutet, dass er dich hasst. Es läuft also, wie meist, auf den entscheidenden Zufall hinaus.

Deine gleichbleibende Freundlichkeit, deine anteilnehmenden Worte für die Alten und Gebrechlichen, dein höfliches Hochdeutsch – alles gilt ihnen als ungeheure Verachtung. Ein netter junger Mann, sagen sie, und dann hebt das Wispern an, ungreifbar wie ein Windhauch.

Verlegen schaust du beiseite, wenn empörte Kinder ihren russigen Speichel vor dir ausspucken.

Hüte dich, Hoffmann, du liebst ihr betoniertes Gärtlein nicht, du hast keinen Blick für die Hausordnung, und ein lizenziertes Narr bist du auch nicht.

Du lebst mitten unter ihnen und seiest ihresgleichen, meinst du: weil alle mit dir reden – unterscheide die Sprachen, begreife den Wahn!

Sie trinken *aus Gehorsam* das Bier, das du ihnen ausgibst, Hoffmann – wehe, wenn das letzte Glas zur Neige geht. Versteht doch, du spielst die Rolle des benachbarten Gegners (ärger als jeder ferne Feind): Dein trotziges Begehren nach Verwandtschaft oder gar Solidarität stört sie beim Prämienwalzer oder der Anschaffung des Schäferhundes. Heute erkundigt sich bereits einer beim Nachbarn nach dir. Morgen heult die Sirene.

Ich beobachtete sie nur, Hoffmann. Aus meinem Hinterhalt. Sieh dich vor, und traue, vor allen Dingen, mir, dem gütigen Warner nicht!

Denunziation

Unvermeidlich kommt dieser Sonntag. Er ist beschlossene Sache; den Rest kann man in Durchführungsbestimmungen nachlesen. Was bringt dieser Sonntag: bierärschige Fröhschoppengemütlichkeit; Autopflege; Zeit; von Tauben ausgestreute Milben; Besuch; Blumen im Fenster, weil Sonn-

tag ist; einen keuchenden Waldlauf im Connewitzer Holz; ein sonntägliches Gefühl; einen halbherzigen Seitensprung; das Wort zum Sonntag; Mittags-schlaf; Familiensinn; die Lektüre eines Romans, in dem dieser Sonntag beschrieben wird; hoffentlich keine Gallenkolik, aber wir sehen uns ja vor; ein paar sogenannte Sonntagskinder; Besinnung auf die Woche, irgendeine, und das Geschlecht; ein gestochen scharfes Westbild; die Erinnerung an ähnliche Sonntage mit bierärschiger Frühschoppengemütlichkeit, Auto-pflege, Zeit.

Und meine nichtsnutzige Niederschrift – erfolgt am Sonntag, den 23. März 1980 –, die diesem unvermeidlichen Sonntag zu entsprechen vorgibt.

Legende von der Vielbegabten

Zwischen meinen vier Wänden und unterhalb der niedrigen Decke, deren Last mich krümmt, zieht sich ein Zeitgebirge hin, mit wermutbitteren Schluchten und erinnerungssüssen Sonnenhängen.

Auf meinen einsamen Wanderungen begegne ich gelegentlich der Kartenlegerin, die einst hier wohnte, und ihre wunderbare Wirksamkeit, daran zweifle ich keinen Augenblick, reicht bis ins Heute.

Sie trägt ein langes Gewand aus Batist, so zart, dass ein schrilles Geräusch oder ein böser Blick es sofort zerreißen würden. Ein Schleier vorm Gesicht verhindert, dass ihre Schönheit den unvorbereiteten Betrachter versengt, und ihre Hand spielt mit einem Sonnenschirm, der aus einer Wolke geschnitten zu sein scheint.

Die Kartenlegerei macht freilich nur einen Bruchteil ihrer Künste aus.

Die Geheimnisse der Schrift sind ihr offenbar, und sie liest die Linien in meiner Hand fliessend. Die Orakel, die ihr der Vogelflug enthüllt, haben allerdings meist sanfte Ferkeleien zum Inhalt.

Sie veranstaltet öffentliche Hahnenkämpfe zwischen weissglühenden Kavalieren, die sie spöttisch abgewiesen hat. Eifersüchtige, die sich ratsuchend an sie wenden, heilt sie durch zauberhafte Handgriffe; die Kranken vergessen darüber nicht bloss ihr Leiden, sondern wundern sich, dass es sie je hat befallen können.

Ein Angebot vom Variété lehnt die Kartenlegerin ab; sie bleibt der Heinrichstrasse treu.

Wir plaudern angeregt über die zeitgenössische Magie und Spielarten des erotischen Humors, als mich jäh ihr übermütiges Gelächter angreift: sie habe mich, damals noch lange Ungeborenen, nämlich bereits 1923 in allen Einzelheiten vorausgesagt.

Die Konstellation sei einmalig gewesen: eine milde Venusstrahlung; ein untermeerisches Beben vor Mexikos Küste; ein telepathischer Sieg Österreichs über Preussen; der Pik-Bube neckt alle vier Asse; DADA geht für fünfzig Jahre in die innere Emigration; ein melancholischer Einzeller wird entdeckt und stellt die gesamte Philosophiegeschichte in Frage.

Die Kartenlegerin lüftet ihren Schleier und sagt, indes sie mich zärtlich mustert: Es treffe alles zu.

Dann verstricken wir uns, die Kartenlegerin und ich, auf eine jeder Schilderung unzugängliche Weise; nach einer Woche darf ich zum ersten Mal Luft holen, nach einer weiteren fragt mich die Kartenlegerin ironisch, ob ich eigentlich bedächte, dass sie meine Grossmutter sein könnte, lässt mir darauf jedoch weder zu einem Lachen noch zu einer sacht abwehrenden Antwort Zeit.

Als der grauenhafte Kabarettist in Europa mit seinen dreckigen Witzen blutigen Ernst machte, mischte sich die Kartenlegerin unter grossen Anstrengungen ein Luftschiff und flog nach Kalifornien.

Alltäglich

Ein schwerer Fall: bewusstlos stürzt die Dämmerung herab. Zaghaft heben die Antennen ihre mageren Flügel und segnen die Dächer.

Die Maskerade unserer Verzweiflung ist entlarvt. Wir empfangen unsere tägliche Friedensration in der Assiette.

Strassenverlauf

Ich vermag den Lauf der Strasse nicht länger zu deuten, ziellos, baumlos, von hier nach da, aber was heisst das, wenn da und hier nichts ist, woran ich mich halten kann, wenn sich nichts bewegt, als hurtige Ziffern auf Kontoauszügen oder Duftschwaden von gekochtem Kohl. In der Fabrik beschleunigen Keilriemen den dröhnenden Stillstand.

Bartfresser, Halbwilder – diese augenzwinkernde Anrede, die gemütliche Alkoholiker für mich finden, verstehe ich noch, obgleich es mir schwerfällt, etwas zu erwidern.

Aber dann rücken mir tatkräftige Leichen zu Leibe und schmieren mir unverderbliche Antworten aus Weissblechbüchsen in die Ohren. Schelmische Transvestiten fordern beim Bier eindeutige Bekenntnisse. Republikaner spielen sonntags geniesserisch mit dem vergoldeten Zepter. Klinisch Lebende bespringen naheliegende Frauen. Keiner fügt dem anderen etwas zu.

Einen Freund allerdings führt die Strasse geradewegs ins Vogtland, wo er Birkenzeisige fängt und behutsam beringt. Ob das ein Vorschlag zur Güte ist.

Antwort

Dein Schweigen, sag mir, ist es Ausflucht oder Eingeständnis. Ist es des Missverständnis missverstandener Teil, Verrat an meinen Fingerspitzen, der Herzhaut gar. Soll es beredt sein, spricht es Bände, die vertraute Zensoren sorgsam tilgen; stopft Dir der Butterberg den Mund. Löscht es ein sensibler Datenschutzbeamter von ruhelos rotierenden Bändern. Füllt es die Augen toter Kinder. Ist's Produkt meiner Hinterhofneurose, die mir feuchte Hände macht. Prallt's von der Mauer ab, die säuberlich Gehege von Gehege trennt. *Mein Gott, die Pflege!*

Dein Schweigen wächst mit jedem Wort, das ich verliere. Noch geb ich keins verloren. Es reift, altert zum Denken seliger Unwirklichkeit. Dein Schweigen erhebt zum Ereignis, was nie der Fall ist, ausser wenn Du schweigst.

Bitterkeit verrennt sich in Zirkelsätze, und Märzluft legt sich sanft auf Wunden, die mir Dein Schweigen reisst –: hier räuspert sich Roth ironisch hinter meiner Ofentür oder in einer anderen südlichen Gegend. Ich aber, physiologisch nicht einwandfreier, spüre den permanenten Brechreiz und breche, meinetwegen, mit der Freundlichkeit eines Briefträgers.

Hinweis

Berauscht euch zügellos!
Aber woran? Am Wein, an der Poesie,
an der Tugend – woran ihr wollt.
Aber berauscht euch.

Ch. Baudelaire

Trinkt euch satt an dem hochprozentigen Grau. Lasst das schale Bier stehen, den lauwarmen Schnaps, kriecht aus der Dumpfheit eures Suffs. Tanzt auf den morschen Dielen eurer Abrisshäuser, nagelt die mühsam erworbenen Sonntagsschnitzel an beliebige Fahnenmaste und gebt euch ganz dem neuen Kult hin. Schminkt euch hemmungslos mit den fahlen Totenfarben der Fassaden. Leckt verzückt den Russ von den Blättern der verkrüppelten Hinterhofgewächse. Treibt's nach der Nachtschicht miteinander, anstatt die Hausordnung zu verrichten, indes stürzende Dachziegel eure über die jeweils zu wischende Treppe gebeugten Rücken treffen. Begeht Orgien, wenn eure kostspieligen Empfänger das Pausenzeichen

verkünden. Hebt diesen schlierigen Abend aus den Angeln. Legt die falsche Scheu ab und greift den schönen Weibern, die man euch allabendlich gegen geringe Gebühr schwarzweiss oder farbig in die Wohnzimmer jagt, an die Titten. Lasst die Kellerkinder hinter Sperrmüll mit ihren kleinen Schwänzen spielen. Stellt euch bis zur Ermattung unter eure Duschen, Mansardenbewohner. Lernt gefälligst die Werbespots des Westfernsehens auswendig, sie sind doch für euch gemacht.

Berauscht euch; berauschen wir uns endlich an dieser harten Droge Wirklichkeit.

Deshalb

Am Ende unserer ersten Begegnung versprach mir A mit schwerer Zunge, dass er mich in naher Zukunft umbringen werde. Ich hörte A geduldig zu, und seine Vermutung, ich sei einer der miesesten Staatssicherheitstypen, versuchte ich mit keiner Silbe zu widerlegen.

Meist traf ich A in der *Bodega*, einem Zwitterding aus Bar und Restaurant, und nie war er nüchtern.

In der *Bodega*, einem halbdunklen, korridorartigen Raum: Tresen, eine Reihe Barhocker, drei Schritte weiter die Wand ... bestimmte Stammpublikum das Leben. Hier soff die unbekannte Prominenz der Stadt: hoch gefallene Bonzen und unberufene Professoren; Staatskünstler mit fortgeschrittenen Leberschäden; Spitzelschnauzen und seriöse Ahnenforscher. Jeder klagte, und alle wussten Bescheid.

A erzählte misstrauisch und stockend, immer wieder unterbrach er seine Geschichte, korrigierte Einzelheiten. Es fängt damit an, dass einer der zahllosen Gefreiten der deutschen Wehrmacht Fronturlaub bekommt. Geilheit und Gier; die Weiber sind willig. A.s Mutter kennt den Erzeuger ihres Sohnes solange, wie sie schwanger ist. Wenige Wochen nach A.s Geburt gilt sein Vater als verschollen, dabei bleibt es.

Ein paar Jahre danach und kurz vor Kriegsschluss stirbt die Mutter an einer englischen Brandbombe.

A und sein älterer Halbbruder werden rücksichtslos von einem Heim ins andere gestossen. Es sind sogenannte schlechte Zeiten; ein Vergleich fällt A vorerst schwer. Erstaunlicherweise trotz allem für sein Alter gross und kräftig, eignet sich A das Faustrecht gründlich an.

Einmal behauptete A mir gegenüber, er habe einen Teil seiner Jugend in Kanada zugebracht; über Details und Umstände wollte er jedoch nie Auskunft geben.

Erkundige dich doch bei deiner allwissenden Firma, sagte A höhnisch.

A darf lernen. Er ist geschickt und ergreift den Beruf eines Rundfunkmechanikers. Die Zukunft steht ihm offen, scheint es.

A ahmt die anderen nach; er richtet sich ein und heiratet. Eine Tochter, das Goldkind, wird geboren; A entdeckt, dass er mit Zärtlichkeit begabt ist.

Als A und seine Frau zum ersten Mal seit der Geburt des Mädchens ausgehen und die Kleine ohne Aufsicht lassen, verfilzt sich die Tochter unter der Bettdecke, strampelt sich fest, kann sich allein nicht befreien –: und erstickt, dreiviertel Jahre alt. Der mörderische Krawall lockt neugierige Nachbarn herbei: rechtzeitig, um A daran zu hindern, seiner Frau mit einem Hammer den Schädel einzuschlagen. A bekommt einen Weinkrampf.

Zu der Zeit, da mir A in der *Bodega* vom Tod seiner Tochter sprach, begann er, sich mit seinen merkwürdigen Geschichten zu umgeben. So hinkte er damals einige Wochen lang theatralisch und demonstrativ. Nach seinem Leiden gefragt, erwähnte A beiläufig eine Auseinandersetzung mit Vertretern des Geheimdienstes einer islamischen Macht.

Bald suchte A regelmässig meine Nähe, um seiner fortgesetzten Erzählung willen. Pass gut auf, alte Stasisau, mit dieser formelhaften Drohung pflegte er seine Berichte einzuleiten.

A lässt sich scheiden und fängt an zu trinken, gleich nach der Arbeit, zwei, drei Stunden täglich. Wein, keinen Schnaps.

Eines Tages trifft überraschend Post aus dem Westen bei A ein. Ungläubig buchstabiert A den Namen des Absenders. Ein Düsseldorfer – und wohlhabend dazu, wie man zwischen den Zeilen lesen kann – erinnert sich, bei inniger Betrachtung seines Stammbaumes (so hat der Ariernachweis auch sein Gutes), unglücklicher, ohne Zweifel kommunistisch indoktriniertes, Seitenhiebe seiner Sippe. Der Düsseldorfer erlaubt, ja wünscht sich, die, im strengen Sinn nicht ganz korrekte, Anrede «Onkel» und ruft A gütig bewegt zu: Komm! (Eine Familie muss über alle Wirren hinweg zusammenhalten. Was soll sonst aus uns armen Deutschen werden?)

A, im stummen Gleichmass seiner Tage zwischen Suff und Arbeit pendelnd, stellt bei der Behörde einen Antrag; die Antwort besteht in einem ungetrübten, zehn Jahre währenden Schweigen.

Arbeiten; saufen.

Gelegentlich beobachtete ich A, wenn er die *Bodega* betrat. A, von der Statur eines Bären, schob seinen massigen Leib unsicher an den anderen Gästen vorbei, so, als wollte er möglichst von keinem bemerkt werden. Leicht vornübergebeugt, tappte A aussichtslos und dumpf im Käfig seiner Sprachlosigkeit umher.

Na, Spitzel, A atmete jedesmal auf, sobald er mich erreicht hatte. In

unserer Unterhaltung gewannen seine fahrigten Gesten wieder Wirklichkeit.

A.s Halbbruder neigt zum nicht lizenzierten Abenteuer und versucht die Familienzusammenführung im wahnwitzigen Handstreich: einfach laufen, klettern, kriechen, schwimmen; wehrlos und geradewegs –: und wird erschossen.

A erhält die Nachricht schriftlich, in einem ziemlich verwirrenden Wortlaut.

Am Abend des Tages, an dem A vom Tod des Halbbruders erfährt, schwillt nach zehn Schoppen Wein der Knoten, ein giftiges Gewächs in A.s Kopf, so unerträglich an, dass A in verzweifelter Notwehr einen Fremden, der versehentlich seine, A.s, Aktentasche streift, mit einem Handkantenschlag niederstreckt, der ohne weiteres tödliche Folgen hätte haben können, dessen Wirkung sich jedoch zu A.s Glück in einer kurzen Bewusstlosigkeit des Betroffenen erschöpft. Der Mann macht von seinem Recht, Anzeige gegen A zu erstatten, keinen Gebrauch.

Nach sieben Jahren denkt A kaum noch an seinen Antrag. A heiratet wieder; erneut wird ihm eine Tochter geboren. Etwa ein halbes Jahr lang trinkt A nicht.

Wenn A von seiner Tochter sprach, fanden seine Hände zu ruhigen und klaren Worten, zu sanftmütigen Sätzen.

Was mich betraf, so wuchsen in A sowohl das Vertrauen als auch die Verachtung. Er bezichtigte mich der Harmlosigkeit: als armes Stasischwein hätte ich nicht die geringste Vorstellung, was eigentlich geschehe.

Zu jener Zeit hegte A die feste Überzeugung, dass auf ihn ein Säureanschlag vorbereitet werde; von Begegnung zu Begegnung wirkte A getetzter.

Der Termin der Vorladung, die den nichtsahnenden A zu pünktlichem Erscheinen bei der Behörde auffordert, ist von purer Willkür diktiert; inzwischen sind zehn Jahre verstrichen. Ein Beamter eröffnet A höflich, dass seine Angelegenheit positiv entschieden worden sei und es ihm, A, von Stund an frei stünde, das Land zu verlassen; das gelte freilich nur für ihn, nicht aber für Frau und Kind.

A sagt später, dass er froh gewesen sei, keine Waffe bei sich gehabt zu haben, damals, im Rathaus.

A bleibt bei seiner Familie. In den folgenden Wochen werden A.s Kneipentouren zu verdeckten Amokläufen.

Einmal, bei einem Spaziergang, traf ich zufällig A mit seiner Tochter. Die beiden bemerkten meine Gegenwart lange nicht, denn sie waren in ein Spiel vertieft. Das Mädchen hatte mit Kreide geräumige Felder auf den Asphalt der Strassendecke gezeichnet, und A war im Begriffe zu hüpfen. Geduldig befolgte der schwere Mann die genauen Anweisungen seiner

Tochter, er strengte sich wirklich an, und die Kleine äusserte sich zufrieden.

Als mich A erblickte, lachte er glucksend vor Verlegenheit.

A.s zweite Ehe geht ebenfalls in die Brüche; die Frau mag nicht länger mit einem brutalen Trinker leben. Bald nach der Scheidung bemüht sich die Frau um die Ausreise in den Westen, mit Erfolg. A verliert abermals seine Tochter.

Vor kurzem tauchte A in einem durch Öl- und Schmutzflecken ganz und gar verdorbenen Anzug in der *Bodega* auf. Die Leute schauten ihm nach, er achtete aber nicht darauf. Atemlos berichtete er mir, dass er soeben durch einen unerhört raffinierten Sturz die Treppe hinunter sein Leben gerettet hatte. Als Malermeister verkleidete Mörder hätten nämlich mit gekonnt imitierter Beiläufigkeit vorgebliche Farbkübel, die in Wahrheit natürlich Giftgasbehältnisse seien, in seinem Treppenhaus abgestellt. Wem das gelte, brauche er mir, einem Spitzel, wohl nicht zu erläutern. Aber sein feines Gehör habe ihm das ausströmende Gas verraten, und da habe er sich zu dem rettenden Sturz entschlossen.

Als in der *Bodega* das Gerücht kursierte, A habe sich das Leben genommen, überraschte das niemanden. Keiner von uns hatte etwas anderes von ihm erwartet.

Charakterbild I

Sollte der Friseur, was ich freilich nicht vermute, doch in der Heinrichstrasse wohnen, so wird er bald von hier wegziehen.

Der Friseur trägt Anzüge, nach Arbeitsschluss selbstverständlich. Ein paar Mal in seinem Leben kam der Friseur davon, mit dem Leben davon, durch einen Heimatschuss beispielsweise. Damals trug der Friseur eine Uniform, und dass gerade er davonkam, gab dem Friseur eine Zeitlang zu denken, obwohl er – wie er glaubt – an nichts glaubt. Später nahm der Friseur Abstand von dieser Art Nachdenken. Der Friseur lässt sich nichts vormachen, denn er weiss Bescheid.

Der Friseur hat etwas aufgebaut, auf das stolz zu sein er seine Kinder unter Strafandrohungen anhält. Irgendwann scheiterte die Ehe des Friseurs.

Der Friseur spricht leidlich französisch (er sagt, er beherrsche die Sprache im grossen und ganzen); seine Bildung stellt er gern zur Schau.

Falls ein Kind auf dem Behandlungsstuhl zu weinen anfängt, wendet sich der Friseur barsch an das begleitende Elternteil.

Der Friseur gebraucht mitunter das Wort ewig; angesichts grösserer Missstände in der Konsumgüternversorgung ist er imstande, von der einbrechenden Sintflut zu reden, worunter er sich jedoch im wesentlichen eine

weltweite Verwahrlosung durch masslos wucherndes Haupthaar vorzustellen vermag.

Der Friseur verhehlt seine Liebe zu klassischen Operetten nicht. Fussballenthusiasmus belächelt der Friseur, aber montags studiert er eingehend den Ergebnisspiegel in der Tagespresse.

Über die Todesstrafe äussert sich der Friseur nicht. Aber dass Ordnung herrschen müsse, daran lässt er keinen Zweifel. Das sehe man anderswo, kürzlich in München auf dem Oktoberfest, der verabscheuungswürdige Anschlag der Rechtsextremisten: 13 Tote und Hunderte Verletzte, das sei doch nicht in Ordnung, dagegen sei er.

Der Friseur würde gern einmal zum Oktoberfest nach München fahren.

Der Friseur verfügt über ein System, das ihm die Orientierung im Leben erleichtert. Das System befindet sich im Kopf, von dem der Friseur eine hohe Meinung hat. Versucht der Friseur, das System zu erklären, spielt er meistens nervös mit dem Siegelring, der seine rechte Hand schmückt.

Der Friseur hat eine Vorliebe für Pilzgerichte.

Manche Gesichter liest der Friseur wie Messtischblätter. Arbeitsscheue Elemente riecht er sogar, nach eigenen Angaben.

Der Friseur hat durchaus ansprechende Umgangsformen.

Charakterbild II

Am besten kann man sich den kleinen Narren im dichten Berufsverkehr vorstellen, frühmorgens in einer überfüllten Strassenbahn, zwischen all den vom Schlaf platten und bereits von neuer Müdigkeit entstellten Gesichtern. Er bemerkt die stickige Luft nicht, der Narr, er steht im Gedränge auf einem Bein und liest ein Gedicht. Immerhin, das tut er. Das Buch hält er hoch, aber niemand ausser ihm selbst wirft einen Blick hinein.

Übermässige Hoffnung hegte mein kleiner Narr noch nie, aber dieser Mangel an Zuversicht und Zivilcourage ist weniger erworben als vielmehr angeboren, ein Erbteil. Sowas gibt es.

Wiewohl der Narr ein wenig zur Hypochondrie neigt, glaubt er nicht, dass es ihm schlechter als anderen gehe.

Sonntags rückt der Narr in einem Schrebergarten seinen Liegestuhl immer wieder in die Sonne. Dabei ist er fast glücklich.

Als Kind wollte der Narr Clown werden, doch dann kam er zur Vernunft und wurde Narr.

Die zweite Natur meines kleinen Narren ist Höflichkeit; sein Herz hat Augen und Hände.

Der Narr sammelt mit Leidenschaft Holzspielzeug. Die Welt erlebt er seit jeher übertrieben gegenständlich. Seine Pupillen erinnern an zwei

dunkle Gruben. Was da hineinstürzt, bleibt drinnen. Die Welt verliert dadurch nicht, im Gegenteil.

Begegnet der Narr einem Menschen in Trauer, so wird er ganz ratlos. Immer aufs Neue.

Mein kleiner Narr hofft nicht, aber er nennt die Hoffnung unverzichtbar. Am liebsten lacht er über sich selbst. Lachen und Weinen lassen sich bei einem Narren schwer unterscheiden.

Was er vom Menschen denkt, spricht mein kleiner Narr allenfalls in Nebensätzen aus. Seine verdammte Höflichkeit.

Man wird nicht umhinkönnen, den Narren eines Tages auszuzeichnen, denn er ist unermüdlich. Aber von einer Karriere zu reden, scheint im Vergleich zu anderen Laufbahnen unangemessen.

Irgendein Zug im Gesicht des Narren bittet fortwährend um Verzeihung.

Sollte der kleine Narr doch einmal ermüden, so wird er es sich anmerken lassen.

Wo er zu Hause ist, erwähnt der Narr nicht, weil er es für belanglos hält.

Wenn der kleine Narr bei mir zu Besuch war, meide ich eine Weile jeden Spiegel.

Ein Narr ist eine einmalige Erscheinung, obschon er mitunter gesellig auftritt.

Närrische Nachricht

Mein kleiner Narr liebt aussergewöhnliche Wege.

Diesmal klimmt er das Fallrohr empor, ich höre, wie sich sein Schnaufen nähert, schon erkenne ich seine behende Gestalt, die über die Dachrinne turnt, ein geborener Narr wiegt so gut wie nichts.

Ich greife dem Ritus nicht vor: dreimaliges Klopfen und das Schwenken des grünen Sozialversicherungsausweises hinter der Scheibe, dann öffne ich das Fenster.

Mein kleiner Narr zwingt den Oberkörper hinein, stemmt die Ellbogen in den Rahmen und hält das flache Gesicht grüssend schräg ins Licht.

Nach sieben Jahren, flüstert mein kleiner Narr, indes sein Körper im Fenster zu zappeln anfängt, kaum zu glauben, nach sieben Jahren hat mich der König, jawohl, seine Exzellenz selbst, nach sieben düsteren Jahren also hat mich Majestät zum Lachen gebracht, das flüstert er mir zu, mein kleiner eingeklemmter Narr, und er will sich neuerdings schier ausschütten vor Gelächter.

Ich sehe vom Zimmer aus das konspirative Zucken des Hintern meines kleinen Narren in der zitronengelben Hose, ein schäbiger Mond, der animierend über der dunklen Strasse tanzt.